

Leseprobe aus:

Willi Kollo

Friedrich der Große

Die Kunst zu überleben



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf lau-verlag.de

Willi Kollo

Friedrich der Große Die Kunst zu überleben



**Von den Inhabern des Urheberrechts zum 25. Todestag von Willi Kollo
herausgegebene, überarbeitete Fassung der Originalausgabe von 1970
»Der Krieg geht morgen weiter – Die Kunst zu überleben«.**

**Bibliografische Information
der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-941400-36-8

© 2015 Lau-Verlag & Handel KG, Reinbek/München

Internet: www.lau-verlag.de

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung
und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert,
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Atelier Versen, Bad Aibling

Titelillustration: Steffen Faust, Berlin

Satz und Layout: Lau-Verlag & Handel KG, Reinbek

Druck und Bindung: GK Druck Gerth und Klaas GmbH & Co. KG

Printed in Germany

Inhalt

Zeittafel des Siebenjährigen Krieges

6

Vorwort

13

Erste Begegnung

19

1758

23

1759

249

1760

323

1761

409

1762

435

1763

463

Zum Autor

473

Zeittafel des Siebenjährigen Krieges

1756

29. August Beginn des Siebenjährigen Krieges mit der Überschreitung der sächsischen Grenze durch die preußische Armee. Rückzug und Verschanzung der sächsischen Armee unter dem Kommando des sächsischen Feldmarschalls Friedrich August Graf von Rutowski auf einer Lagerstellung um die Festung Königstein. Einschließung der sächsischen Armee bei Pirna.
01. Oktober Schlacht bei Lobositz in Böhmen: Erster Waffengang des dritten Schlesischen Krieges. Die Schlacht endete mit einem preußischen Sieg Friedrich II. über das österreichische Entsatzheer unter Feldmarschall Maximilian Ulysses Graf von Browne.
14. Oktober Besetzung Sachsens durch preußische Truppen nach der Kapitulation der sächsischen Armee bei Pirna.

1757

06. Mai Schlacht bei Prag in Böhmen. Preußischer Sieg über die Österreicher unter dem Oberbefehl des Prinzen Karl Alexander von Lothringen. Generalfeldmarschall Curt Christoph Graf von Schwerin fällt auf preußischer Seite.
18. Juni Schlacht bei Kolin in Böhmen. Erster Sieg der Österreicher unter Feldmarschall Leopold Joseph Graf von Daun. Aufhebung der Belagerung von Prag und Rückzug der preußischen Armee nach Sachsen.

30. August Schlacht bei Groß-Jägersdorf in Ostpreußen. Der zur Verteidigung Ostpreußens abgestellte Generalfeldmarschall Johann von Lehwaldt unterliegt mit seinen verfügbaren preußischen Truppen der zahlenmäßigen Übermacht der russischen Armee unter Stepan Fjodorowitsch Graf Apraxin.
07. September Schlacht von Moys in Sachsen. Der österreichische General Franz Leopold von Nádasdy schlägt die preußische Vorhut unter General von Winterfeldt, der tödlich verwundet wird.
05. November Schlacht bei Roßbach in Sachsen. Preußischer Sieg unter König Friedrich II. über die Franzosen unter dem Prinzen von Soubise und den koalierenden Reichstruppen unter dem Kommando von Joseph Friedrich Prinz von Sachsen-Hildburghausen.
22. November Schlacht von Breslau in Schlesien. Sieg der österreichischen Hauptarmee unter Prinz Karl Alexander von Lothringen über preußische Truppen unter August Wilhelm Herzog von Bevern. Nach Einnahme der Festungen Schweidnitz und Breslau befindet sich Schlesien weitgehend wieder in österreichischer Hand.
05. Dezember Schlacht bei Leuthen in Schlesien. Entscheidender Sieg der preußischen Hauptarmee unter König Friedrich II. über die österreichische Armee, die vom Prinzen Karl Alexander von Lothringen, dem Bruder des Kaisers, zur Rückeroberung Schlesiens kommandiert wurde.

1758

13. März Henri de Catt trifft in Breslau ein. Beginn der Tagebuchaufzeichnungen.

29. April – 01. Juli Preußische Truppen überschreiten die Grenze nach Mähren und belagern Olmütz. Durch den Überfall auf den Versorgungskonvoi bei Domstadl am 30. Juni geht das Hauptkontingent des Nachschubs an Munition und Verpflegung, der den Fortbestand der Belagerung sichern sollte, verloren. Friedrich II. hebt am 01. Juli die Belagerung von Olmütz auf und tritt einen Tag später den Rückmarsch nach Böhmen an.
25. August Schlacht bei Zorndorf in Westpommern. Friedrich II. siegt über die russische Hauptarmee unter dem Oberkommando des Grafen Wilhelm von Fermor. Graf Fermor weicht daraufhin bis November langsam in ein Feldlager bei Landsberg an der Warthe zurück. Friedrich II. zieht mit seinen Truppen nach Süden Richtung Sachsen, um seine beiden von der österreichischen Hauptarmee bedrohten Armeekorps zu unterstützen.
14. Oktober Schlacht bei Hochkirch in Sachsen. Das preußische Heer unter Friedrich II. wird nachts im Feldlager von Feldmarschall Graf von Daun überfallen und geschlagen.

1759

23. Juli Preußen war seit dem Winter 1758/59 zu einer erneuten Offensive nicht mehr in der Lage. Die Russen und Österreicher versuchen eine Vereinigung ihrer Armeen zu erreichen, um Preußen gemeinsam zu schlagen. Generalleutnant Carl Heinrich von Wedel hat den Befehl, den russischen Vormarsch aufzuhalten. Dabei kommt es zu der Schlacht bei Kay, die mit einem Sieg der Russen unter dem Befehl des Feldmarschalls Pjotr Semjonowitsch Graf Saltykow endet.

12. August Nach der Schlacht bei Kay kam es zur Vereinigung der russischen und österreichischen Armeen östlich von Frankfurt/Oder und zur Schlacht bei Kunersdorf. Friedrich II. wird von einer russisch-österreichischen Koalitionsarmee geschlagen, wodurch der Weg ins preußische Kerngebiet nach Berlin offen steht. Ihre Uneinigkeit verhindert eine Ausnutzung des Sieges. Saltykow zieht sich mit seinen Truppen über die Oder zurück.
20. November Gefecht von Maxen in Sachsen. Preußische Niederlage unter Generalleutnant Friedrich August von Finck gegen österreichische Truppen unter Feldmarschall von Daun, die mit der vollständigen Niederlage des preußischen Korps von 15 000 Mann endet.

1760

23. Juni Schlacht bei Landeshut in Schlesien. Ein preußisches Armeekorps unter dem Kommando des Generals de la Motte Fouqué wird vom österreichischen Feldzeugmeister Gideon Ernst Freiherr von Laudon geschlagen.
15. August Schlacht bei Liegnitz in Schlesien. Preußische Truppen unter dem Befehl des Königs Friedrich II. besiegt ein österreichisches Heer unter der Führung Laudons. Russische und österreichische Abteilungen bedrohen die Mark Brandenburg, besetzen und plündern Berlin.
03. November Schlacht bei Torgau in Sachsen. Friedrich II. besiegt Feldmarschall von Daun.

1761

- Friedrich II. zieht sich im Sommer in eine verschanzte Lagerstellung gegen die anrückenden und sich vereinigenden Österreicher und Russen bei Bunzelwitz zurück.
30. September Die Österreicher unter Laudon nehmen die wichtige Festung Schweidnitz in Schlesien ein.
05. Oktober Der englische Premierminister William Pitt wird gestürzt. Das preußisch-britische Bündnis wird aufgekündigt. Die jährlichen Subsidienzahlungen in Höhe von 4 Millionen Reichstalern an Preußen werden eingestellt.
16. Dezember In Hinterpommern wird Kolberg von den Russen erobert. Damit fällt ein wichtiger Hafen für den Nachschub in die Hände des Gegners.

1762

05. Januar Die russische Zarin Elisabeth Petrowna, die als Ziel der russisch-österreichischen Allianz die Niederwerfung Preußens verfolgte, stirbt. Thronfolger wird Peter III. aus dem Hause Holstein-Gottorf, ein Verehrer Friedrichs II.
05. Mai Unterzeichnung eines Friedens- und Freundschaftsvertrages mit Rußland in St. Petersburg, dem sich Schweden am 22. Mai anschließt.
20. Juni Ende der Aufzeichnungen de Catts – Weiterführung des Buches bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges und bis zur Rückkehr Friedrich des Großen nach Berlin durch Willi Kollo anhand von wissenschaftlichen Aufzeichnungen.

21. Juli Schlacht bei Burkersdorf. Friedrich II. greift die hochgelegene Lagerstellung der Österreicher an und besiegt die österreichische Armee unter Feldmarschall von Daun. Nach dem Sturz und der Ermordung von Peter III. und Auflösung des Bündnisses durch Katharina II., versteht es Friedrich, die russischen Truppen, die sich aus dem Gefecht heraushalten sollen, mit in die Gefechtsaufstellung einzubinden. Marschall von Daun muss seine Stellung und die Festung Schweidnitz aufgeben und sich auf die böhmische Grenze zurückziehen.
29. Oktober Schlacht bei Freiberg. Prinz Heinrich siegt über ein um Reichstruppen verstärktes Armeekorps der Österreicher. Mit dieser letzten großen Schlacht war der Feldzug in Sachsen beendet.

1763

15. Februar Ende des Siebenjährigen Krieges. Friedensverhandlungen in Hubertusburg führen zu einer Regelung über den Status quo ante zwischen Preußen, Österreich und Sachsen.

Vorwort



Der österreichische Außenminister Wenzel Anton Graf von Kaunitz schloss im Auftrag der Kaiserin Maria Theresia ein Bündnis mit Frankreich gegen Preußen, dem Sachsen, Russland und Schweden beitraten, um die am 28. Juli 1742 im »Frieden von Berlin« an Preußen gefallenem schlesischen Gebiete zurückzuerobern. Dies veranlasste Friedrich II. am 1. September 1756 im sächsischen Pirna einzumarschieren, um mit einem Präventivschlag diesem Plan zuvorzukommen, woraus der »Siebenjährige Krieg« entstand.

Das Wort des Freiherrn vom Stein »weil wir sterben müssen, sollen wir mutig sein« behält seinen Klang, wohin immer sich auch die Welt bewegt. Mutlos können wir nicht leben und Lebensangst ist ein schlechter Ratgeber, weil sie Sterbensangst ist. Politik ist Risiko. Kein Politiker, welcher Nation auch immer, kann große Politik machen, bezieht er diese Philosophie in sein Kalkül nicht ein.

Friedrich II., der Große, tat es. Er rechnete im Siebenjährigen Krieg fast täglich mit den Giftampullen, die er bei sich trug. Er war, um mit Egon Friedell zu sprechen, »physiologisch minderwertig wie alle Genies«. Von Haus aus zart und sensibel, hasste er den Krieg, weil er die Kultur vergötterte. Das hinderte ihn nicht daran, ihn zu führen und zwar solange, bis er sein Ziel erreichte, seinem Volk die Möglichkeit zu schaffen, zu leben, statt bloß unter den Habsburgern zu existieren.

Als Kronprinz – ein halbes Kind noch – befand sich Friedrich 1730, nach der Hinrichtung seines Freundes Hans Hermann von Katte, der er beizuwohnen hatte, und mit dem er vor seinem Vater nach England fliehen wollte, in einer lebensgefährlichen Lage. Besonders deutlich wird dies, wenn man weiß, dass nach dem Tode seines Vaters und des Generals von Grumbkow, dem engsten Berater und Vertrauensmann des verstorbenen Königs, herauskam, dass General

von Grumbkow ein von Wien bezahlter Spion und Zwischenträger war, der Wien mehrfach auf die gefährlichen Ansichten und Absichten des Kronprinzen hingewiesen und vor dem Kriegsgericht den Kopf des Kronprinzen gefordert hatte. Es war also eine hochgewagte, antik dramatische Rebellion, die Kronprinz Friedrich gegen die »Ob- rigkeit«, seinen cholерischen Vater, Friedrich Wilhelm I., geübt hat.

Der Vater Friedrichs, der Golem seiner Kindheit, war die Domi- nante in seinen Träumen. Ihn fürchtete er noch als siegreicher Feld- herr. Vor ihm rechtfertigte er sich noch immer mit all seinen Taten. Sein Vater hielt ihn für einen »Fallott«, einen Versager, der nicht zum König taugte, und Friedrich wusste, dass er damit nicht Unrecht hat- te. Dieser »Fallott« steckte tief in ihm. Aber die grausame Furcht vor dem Vater, der ihm die ungeheure Last Preußen aufgebürdet hatte, riss ihn empor auf die Stufe des Genies. Friedrich Wilhelm I. hinter- ließ seinem Sohn eine Armee von 80 000 Mann, die ihm der einzige Ausweg schien, in der europäischen Politik ein Mitspracherecht zu erhalten, um den arroganten Demütigungen des Wiener Hofes und der Habsburgischen Expansion in Richtung Preußen zu entrinnen. Wenn der Vater auch seinen »lieben Herrn Nachfolger« testamen- tarisch bat, ja keinen Krieg vom Zaun zu brechen, so erwartete er in Wahrheit gerade dies von ihm.

Der »friderizianische Krieg« war ein Vermächtnis seines Vaters. Er packte seinem viel zarteren, musischen Sohn dieses Schicksal auf, wie der preußische Grenadier Gewehr, Munition und Gepäck zu schleppen hatte. Der Vater zerschlug dabei eine sehr feine Seele, so, wie man kostbares Porzellan zerschlägt. Sie bestand nur noch aus einzelnen Bruchstücken, die Friedrich sein Leben lang nicht mehr zusammen bekam, sodass er ein Drittes mit aller Macht »zusammen- fügen« musste, nämlich Preußen.

Deshalb war die »Anordnung« seines Neffen und Thronfolgers, Friedrich Wilhelm II., des dicken Rosenkreuzers, ihn in der Gruft der Potsdamer Garnionskirche neben seinem Vater beizusetzen, statt, wie testamentarisch von Friedrich II. verfügt, unter dem offenen Himmel Sanssoucis, bei seinen Hunden, eine Herzensroheit ohneglei- chen, eine tintenschwarze Taktlosigkeit, beschämend ahnungslos und unwissend. Friedrich hatte seinen Vater gehasst, die Gruft in seinen

Träumen gefürchtet. Die Trennung vom Vater war Friedrich trotz Testament und europäischer Autorität selbst im Tod nicht gelungen. Auferstanden im Großneffen, zog der Vater ihn in die Gruft zu sich zurück, gehorsam neben sich.

Nachfolgende Generationen warfen Friedrich II. vor, er habe weder Lessing noch Goethe in seiner Zeit gekannt. Doch, er kannte sie, aber er machte sich nichts aus ihnen. Das Beste von Lessing, »Minna von Barnhelm«, hat er nicht mehr lesen können. Was konnte ihm Goethes ekstatischer »Werther« bedeuten, ihm, der Voltaire verehrte? Er war durch seinen Geschmack »Racine, Corneille und die antiken Dramatiker« so sehr an die Form gebunden, an die Einheit von Raum und Zeit, dass er die shakespeareschen Naturalismen Goethes in »Goetz von Berlichingen« nicht mehr zu würdigen vermochte. Friedrichs eigentliche und hoch befreiende Tat für die deutschen Autoren bestand nicht darin, dass er sie las oder nicht las. Sie bestand darin, dass er seinen Stern über Deutschland aufgehen ließ und in das glänzende Licht seiner Taten tauchte, nachdem es seit 1648 in tiefster Finsternis gelegen hatte, nach dem harten Willen Richelieus, der Frankreich sonst nicht hätte zur Weltmacht bringen können. Der Dreißigjährige Krieg hatte Deutschland um 100 Jahre zurückgeworfen. Seine Künstler darbteten. Seit Friedrich sprach man wieder von ihnen. Man interessierte sich neuerdings für das, was sie zu sagen und zu schreiben hatten. Es war Friedrich, der den Dreißigjährigen Krieg beendete und bei Roßbach den scheinbar unbesiegbaren Glanz Frankreichs ad absurdum führte.

Friedrich der Große war in seinen wenigen privaten Stunden heiter, leise, sehr höflich, diskussionsfreudig, witzig, bis zur Albernheit skurril. Hier liegt die ewige Quelle des Genies: das Naive. Die Unschuld des Genies ist ebenso groß wie sein Raffinement. Er war pedantisch genau, ein Pfennigfuchser. Was er tat, überlegte er mit Akribie, bezüglich aller seiner Folgen. Er war fleißig. Spottlustig. Von einer sehr geistigen Eitelkeit, nicht aber einer äußeren. Er ließ sich gehen. Wie konnte es auch anders sein, wenn er sich in Schweiß, Fieber, Koliken und Hämorrhoiden-Anfällen stundenlang schlaflos auf seinem Lager gewälzt hatte, um dann, drei Uhr morgens, aufzustehen, und, noch immer nass am Körper, eine Tasse Kaffee hastig

schlürfend, aufs Pferd zu steigen, im Schneegestöber auf Erkundung auszureiten. Wer macht da wohl noch große Toilette?

Dies alles wüssten wir auch heute noch nicht von ihm, hätte sein Vorleser Henri de Catts nicht alles getreu aufgezeichnet. Die Erinnerungen de Catts begeben sich unmittelbar in das Zentrum des Geschehens. Sie waren, als er sie niederschrieb, noch heiß von Leben. Sie hatten sich eben erst ereignet. Sie unterlagen nicht der Kritik und Sichtung des Königs. Daher sind sie ein Dokument von unschätzbarem Wert.

Selten ist von handelnden Personen, deren Namen und Taten wie ein sich entfernender Donner noch über Jahrhunderte nachhallen, ein so unmittelbar nahes, intimes, tief menschliches Bild, im Zeitpunkt ihrer Unternehmungen gezeichnet worden. Hier sehen wir keinen »Helden«, sondern einen immer leidenden, oft nahezu zusammenbrechenden, verzagenden und hoffenden, immer aber sich selbst in der Hand behaltenden Menschen. Wir sehen ihn unmittelbar Entscheidungen fällen, Irrtümer begehen, Gefahren missachten, seine eigene Kraft überschätzen, angreifen, geschlagen werden, halb vernichtet, enttäuscht, verzweifelt, erfolgreich, Bitterkeit der Tränen und heißer Spott dicht beieinander –, alles andere als ein Held: ein Mensch.

In den Original-Erinnerungen de Catts fehlt aber sozusagen die ganze »Kulisse«. Man sieht weder Vorder- noch Hintergrund. Der König spricht, aber er bewegt sich nicht. Kurz gesagt, es fehlt dem Kriegstheater, von dem der König oft spricht, die gesamte Inszenierung, auf die sich Friedrich selber so meisterhaft verstand, nicht aber sein Vorleser. Der Verfasser hat diese Nachinszenierung insoweit besorgt, wie sie sich aus des Königs Äußerungen zwingend ergibt. Da durch Breslau, das Winterquartier, Truppenteile marschiert, geritten und Transportwagen gerumpelt sein müssen, lässt der Verfasser dies alles geschehen. Aus der Summe solcher Auslassungen und Hinzufügungen erst ergibt sich »Leben«, vor diesem Leben erst ersteht die Person des Königs.

Man muss schon ein wenig Zeus gleichen, um aus dem eigenen Haupt einen neuen Friedrich entspringen zu lassen wie weiland Pallas Athene. Man muss ihn mit einem neuen Frühling, Sommer, Herbst und Winter umgeben und alle die Menschen, mit denen er lebte, neu

erschaffen. Selbst ihre Worte muss man neu sprechen, ihre Tränen neu weinen, ihren längst erloschenen Kummer neu empfinden. Wir lesen in de Catts Erinnerungen, der König habe an einem bestimmten Tag aus einem bestimmten Gram heraus geweint. Wir lesen es. Wir wissen es. Aber wir weinen nicht mit. Dichtung muss uns den alten Gram so nahe rücken, ihn so sehr zu unserem Gram machen, dass wir mit ihm weinen, dass wir mit Friedrich lachen, spotten, zittern und uns mit ihm fürchten.

Man sollte die Zeit nicht vergessen, in der es erlebt und in der es niedergeschrieben worden ist. Es waren die Tage, in denen »Werther« wegen seiner Empfindsamkeit zu einem Weltschlager wurde, in der es zum guten Ton gehörte, zu seufzen, zu stöhnen und gerötete Augenlider zu haben.

De Catt gibt zu, dass er Vorgänge bei Kämpfen, Verfolgungen oder Schlachten nicht immer aus eigenem Erleben darstellen konnte, weil er schließlich über seinen eigenen Gesichtskreis nicht hinausschauen konnte, selbst wenn er anwesend war, und dass er sich nachträglich an die besseren Kenntnisse führender Männer gehalten habe. Hier stehen aber heute Quellen zur Verfügung, die uns ein so genaues Wissen vermitteln, wie es selbst dem König noch nicht zugänglich war. Der Verfasser konnte hier also das offensichtlich Falsche oder Fehlerhafte so darstellen, wie es sich im Kampf wirklich begeben hatte. Die innere Wahrheit der Vorgänge ist allein entscheidend, und diese ist an keiner Stelle verletzt, wohl aber hier und da verdeutlicht worden.

Ebenso relativ wie das, was wir Wahrheit nennen, ist das, was wir als Wirklichkeit anerkennen. Goethe nannte deshalb seine Erinnerungen »Dichtung und Wahrheit«. Historiker nannten auch die Aufzeichnungen de Catts »eine Mischung aus Wahrheit und Dichtung«. Umso weniger kann dieses Buch etwas anderes sein. Was aber ist Wirklichkeit? Auch Stimmen derer, die wir noch zu ihren Lebzeiten umjubelten, sind, ein paar Jahre nach ihrem Ableben, nur Stimmen von Toten. Um sie herum ist kein Leben mehr. Es ist, als sei der Gürtel von Sauerstoff der sie umgab, einer Sprühwolke gleich, entwichen.

Die Erinnerungen de Catts brechen im Juni 1762 ab, als nach dem Tod der Zarin Elisabeth I. – durch einen russischen Emissär – die ersten Kontakte zwischen Zar Peter III. und Friedrich II. erfolgen,

die den allgemeinen Frieden einleiten. Der Verfasser zog es vor, die Erinnerungen anhand der so reich vorliegenden historischen Kenntnisse bis zu dem Tag und der Stunde fortzusetzen, an dem der König nach Berlin heimkehrt, sein Schloss betritt und dort zu Abend isst, um sich dann, nach sieben Jahren, zum ersten Mal in das eigene Bett zu legen, ohne befürchten zu müssen, durch irgendeine aufregende Kriegsmeldung herausgescheucht zu werden.

»Die Kunst zu überleben«. Nichts anderes als diese Kunst hat Friedrich sieben Jahre lang geübt, in der er schließlich Meister wurde, Meister des Überdauerns seiner Leiden. Er hat nicht »gesiegt«, er hat »überlebt«. Warum hat er überlebt? Weil er nicht bereit war, die Vision, die ihm Leben für sein Volk verhieß, zu verleugnen. Die einzige Seinsmöglichkeit eines Menschen liegt in seinem Traum. Wer nicht mehr träumt, stirbt.

Die ihn lieben, sehen ihn als den letzten Reiterkönig – wie in den Kriegstagen – einsam und in der Morgenfrühe durch die Geschichte reiten, ein Kundschafter, mit scharfen Augen ausspähend nach dem ewigen großen Feind der Menschheit, den immer von neuem es zu stellen und zu besiegen gilt: das Schicksal. Die anderen, die weit hinter ihm langsam und zögernd folgen, können ihn nur schwer erkennen und ausmachen, denn er reitet wie immer, einsam im Nebel, von ihm zur Hälfte eingehüllt.

Willi Kollo

Erste Begegnung



Der König von Preußen besichtigte 1755 seine in Wesel stationierten Regimenter. Noch wusste niemand, dass sie schon ein Jahr später Sachsens Grenze überschreiten und in den Siebenjährigen Krieg marschieren würden. Nach der Inspektion fiel ihm ein, sich im benachbarten Holland umzusehen. Er nahm dazu seinen Kammerdiener mit, den er übrigens während des Krieges zu Festungshaft verurteilte, und einen Oberst der Pioniertruppen, Johann Friedrich von Balbi. Zu dieser Zeit war der König durch seine Siege in zwei schlesischen Kriegen bereits weltberühmt. Seine Bildnisse waren jedermann bekannt. Um Holland inkognito durchstreifen zu können, machte er sich den Spaß, sich für den »Ersten Kapellmeister Seiner Majestät, des Königs von Polen« auszugeben, als welcher er einen eleganten zimtfarbenen Tuchrock anzog und eine riesige runde Perücke aufsetzte. Zu Späßen und Mystifikationen war er zu jener Zeit immer aufgelegt.

Wie er mir später lachend erzählte, hatte er in Amsterdam eine Begegnung mit einem dort sehr bekannten, wohlhabenden Kaufmann, der über eine Galerie seltener und kostbarer Bilder verfügte, die den für Kunst immer aufgeschlossenen König neugierig machten. Er begab sich mit seinen Begleitern dorthin. Dem Kaufmann wurde der »Erste Kapellmeister des Königs von Polen« gemeldet. Mit Höflichkeit begrüßte er ihn, wurde aber alsbald gewahr, wer sein Besucher wirklich war. Vielleicht fürchtete er internationale Komplikationen, jedenfalls sagte er dem König, als dieser sich ihm unter seinem Inkognito vorgestellt hatte:

»Ergebenster Diener, Herr Kapellmeister! Unglücklicherweise muss ich in dringenden Geschäften fort, sodass ich Ihnen meine Bilder nicht zeigen kann. Vielleicht ist es Ihnen möglich, später noch einmal vorzusprechen.«

Der König sah ihn durchdringend an. Weder konnte er sich ihm zu erkennen geben, noch konnte er, als König, noch einmal »später vorsprechen«. Es blieb ihm als »Erster Kapellmeister« seiner polnischen Majestät nichts weiter übrig, als den Rückzug anzutreten, was er immer ungern tat. Gewiss haben beide Eulenspiegel einander sarkastisch angelächelt.

Danach bestieg der König einen Kanalschlepperkahn nach Utrecht, dessen geräumige Kajüte er wegen des stürmischen Wetters mietete. Auch ich war auf diesem Kahn nach Utrecht unterwegs, hielt mich aber draußen an der Reling auf. Der König, den ich nicht kannte, ließ mich durch Oberst von Balbi höflich zu sich bitten. Ich würde in der Kajüte besser geschützt sein. Das Erste, was mir an ihm auffiel, waren seine großen Augen. Er empfing mich:

»Bonjour, Monsieur. Sie werden hier besser aufgehoben sein. Wie ist Ihr Name?«

Er sprach französisch, was ich, in der französischen Schweiz geboren, beherrschte. Deutsch sprach ich nicht.

Ich empfand erst viel später, dass hier einer jener merkwürdigen Zufälle waltete, deren sich das Schicksal oft bedient, um zwei Menschen zueinander zu führen, deren Gedanken und Empfindungen in vieler Hinsicht übereinstimmen. Wie sollte ich auf den Gedanken kommen, dass ich später an seiner Seite, während er seine schweren Niederlagen erlitt und schließlich doch triumphierte, ein Zeuge der Geschichte sein würde.

Ich teilte ihm mit, dass ich in Utrecht bei Professor Wesseling, einer Kapazität auf dem Gebiet des Staatsrechts, Philosophie und Geschichte zu studieren wünschte. Sein Gesicht nahm einen gering-schätzigsten Ausdruck an:

»Ah, diese Geschichtsprofessoren, das sind alles Kleinkrämer und Ignoranten!« Als er meine Betroffenheit sah, setzte er sogleich hinzu: »Vielleicht macht Wesseling, von dem man viel reden hört, eine Ausnahme. Wenigstens nennt er sich nicht, nach der neuesten Mode, Wellenius, um sich, wie viele seiner Kollegen, ein antikes Mäntelchen umzuhängen.«

Er kam auf Christian Wolff zu sprechen, den sein Vater – ich erfuhr es erst später – wegen seiner atheistisch-skeptischen Lehren von

der Universität Halle a. d. Saale hatte relegieren lassen und den Friedrich 1740 vollständig rehabilitierte und von Marburg wieder nach Halle zurückholte. Seine Philosophie »vom zureichenden Grund«, sein »Satz vom Widerspruch« und seine Lehre von der »prästabilierten Harmonie«, unmittelbar auf Leibniz zurückgehend, hatte auf den König tiefen Eindruck gemacht.

Von Holland sagte er, dass er dieses Land nicht weiter kenne, aber er sprach über seine Regierung und deren Politik mit so großer Sachkenntnis und Informiertheit, dass ich staunen musste, dies aus dem Munde des »Ersten Kapellmeisters des Königs von Polen« zu vernehmen. Meine Überraschung bemerkend, setzte er sogleich lächelnd hinzu, dass er von Politik nichts verstehe; man müsse gut lügen können, wenn man sich auf dies Gebiet begeben wolle, und das läge seinem Wesen nicht. Im Gegensatz zu seinen Versicherungen machte er jedoch so überaus witzige und boshafte Äußerungen über die meisten europäischen Politiker, ihre Souveräne und Länder, dass ich mich doch wunderte, einen »Ersten Kapellmeister des Königs von Polen« auf so vielen verschiedenen Gebieten höchst bewandert zu sehen.

Er sagte: »Ich habe mich schon früh für das alles interessiert, worüber meine Eltern gar nicht glücklich waren. Jedoch studierte ich nachts und heimlich, sodass ich sie über meine wahren Absichten täuschen konnte.«

Während unser Boot sich Utrecht näherte und den Hafen ansteuerte, verschwieg ich ihm, wie verwirrt ich über seine schillernde Persönlichkeit war. Gewiss hatte er meine Skepsis bemerkt, denn ein belustigter Ausdruck lag ständig über seinen Zügen. Als wir das Schiff verließen, lud er mich ein, später mit ihm zu Abend zu essen, was nicht lange dauern würde, da er noch nachts weiterführe. Zu meinem Bedauern musste ich absagen.

Seine Begleiter, was mir erst später auffiel, hatten die ganze Zeit über respektvoll geschwiegen und nur hin und wieder ein Lächeln gezeigt. Ich zerbrach mir, wieder allein, den Kopf über den »König von Polen«, der wahrhaftig über ein großes Arsenal hochbegabter Köpfe verfügen müsste, wenn er einen solchen Mann zu seinem »Ersten Kapellmeister« machte. Bald ersah ich aus den Zeitungen, wer mein Gesprächspartner auf dem Kanalschlepperkahn gewesen war, zumal

man sich erzählte, er habe seine Eulenspiegelereien selbst auf dem Weg nach Arnheim, nachts über seine Grenze gehend, fortgesetzt. Er und seine Begleiter fuhren in einem Wagen, von einem Gepäckwagen gefolgt. Kurz vor der Grenze setzte sich der König zu seiner Bagage und hieß Oberst von Balbi, in seinem Wagen Platz zu nehmen, denn er befürchtete, dass er an der Grenze eine der vielen Huldigungen entgegennehmen müsse, die seine Geduld oft strapazierten. An der Grenze, in tiefer Nacht, hatten sich bereits Untertanen, Magistrat und Geistlichkeit versammelt, die nun Oberst von Balbi bei Fackellicht als den »Retter der protestantischen Christenheit« feierten, so, dass dieser nicht nur in des Großen Friedrich Kutsche, sondern unmittelbar neben Luther und Gustav Adolf von Schweden zu sitzen kam.

Hinter ihm, auf dem Gepäckwagen, amüsierte sich der König »königlich«. Sechs Wochen später erhielt ich ein Kabinettschreiben aus Potsdam, mit dem Seine Majestät mir mitteilen ließ, dass Sie an der Unterhaltung mit mir Gefallen gefunden hatte; wenn ich den Reisenden, der mich auf dem Kanalschlepperkahn »an der Nase herumzuführen« versucht habe, wiedersehen wollte, so würden Sie mich mit Freuden in Ihrer Residenz begrüßen. Ich möchte die Bedingungen nennen, unter denen das geschehen könnte. Ich antwortete sogleich und versicherte dem König des tiefen Eindrucks, den er auf mich gemacht hatte. Wen würde ich lieber zum Herrn meines Schicksals machen als ihn? Er antwortete alsbald, und ich machte alles zu meiner Abreise fertig. Da griff wiederum das Schicksal ein. Ich wurde krank. Die Ärzte prognostizierten eine lange Dauer. In diesem Zustand konnte ich an eine Reise nicht denken. Der König hatte Verständnis dafür und wünschte mir baldige Genesung. Sobald diese eingetreten sei, solle ich mich melden.

Ich war nicht wenig überrascht, als er 1757, zwei Jahre nach unserer seltsamen Begegnung, aus seinem Hauptquartier an mich schreiben ließ, ob es mir nun möglich sei, Anfang März 1758 zu ihm zu stoßen. Er, der eine Welt in äußerste Bewegung gesetzt hatte, Schlachten schlug, die jedermann in Emphase versetzte, zu Begeisterung oder Widerspruch, immer aber zu Teilnahme führten, dachte meiner, eines jungen Studenten aus Utrecht. Mein Herz klopfte, als ich ihn wissen ließ, dass ich mich im Frühjahr 1758 zu ihm begeben würde.

1758

13. März 1758, Breslau

Derzeitiges königliches Hauptquartier war Schlesiens Hauptstadt Breslau. Die Stadt glich einem Hexenkessel, in dem man überall auf die Truppen des Königs von Preußen stieß. Bagagewagen, Feldküchen, Haubitzen, Munitionswagen, Marketendereien rasselten Tag und Nacht über das holprige Pflaster, als ich in meinem Hotel ankam, wo mir ein Kurier alsbald ein Schreiben des königlichen Kabinetts zustellte. Man befahl mich in das Schloss, von dem aus der König residierte. Zum zweiten Mal stand ich vor ihm. Kaum konnte ich die Erschütterung verbergen, als ich ihn so verändert sah. Das war nicht mehr der lächelnde Reisende im zimtfarbenen Tuchrock, mit der riesigen Perücke, der ehemals extravagante Mann von Welt, der so heiter und funkelnd zu plaudern verstand und sozusagen den Frieden mit sich führte. Nun stand er, nicht mehr gepflegt und mit Geschmack gekleidet, in einer verstaubten Generalsuniform vor mir, an der ein Knopf fehlte und die salopp und leger an ihm herunterhing. Er, der damals von zwar nicht großer, aber fast fülliger Statur war, mit gesundem Teint, stand jetzt abgemagert vor mir, mit Schatten unter den Augen und auf den bleichen Wangen. Man sah ihm die unerhörten Anstrengungen an, die der Krieg ihm bereits abverlangt hatte. Die Schlaflosigkeit und tiefen Sorgen, die ihn heruntergezogen hatten. Er bemerkte sofort meine Empfindungen und fragte mit seiner höflich leisen Stimme:

»Nun, würden Sie mich wiedererkannt haben, stünde jetzt nicht der König von Preußen vor Ihnen?«

»Sofort, Sire!«

»Woran?«

»An Ihren Augen, Sire!«

Er schwieg, dann sah er auf und sagte: »Es ist ein Hundeleben. Ich bin heruntergekommen. Ich muss mich um alles kümmern, niemand kümmert sich um mich.«

Stammelnd erwiderte ich: »Noch mehr als über Ihre großen Siege, Sire, staunt alle Welt über die Energie, mit der Eure Majestät sich den unfassbaren Strapazen gewachsen zeigen.«

Er zuckte mit den Achseln.

»Was bleibt mir übrig? Meine Feinde diktieren mein Schicksal; ich versuche, ihre Diktate hier und da ein wenig zu korrigieren.«

Er lächelte, dann ging er an einen Tisch, auf dem seine berühmte Flöte unter vielen Papieren lag, eine Tabatiere tauchte unter Dokumenten und Zeichnungen des Königs auf, die seine taktischen Überlegungen zum Gegenstand hatten. Er ging auf und ab:

»Ich wünsche, dass Sie mich so viel wie möglich begleiten. Mitunter wird es sich nicht machen lassen. Es ist schwierig, einen Krieg zu führen, wenn man keinerlei Anregungen hat. Mein getreuer Marquis d'Argens, einer der feinsten Köpfe, ist zu mir nach Breslau gekommen. Aber das Leben hier ist nichts für ihn. Sein Körper hält dem nicht stand. Er bildet sich die meisten Leiden ein, einige hat er auch. Darunter leiden die Gespräche. Seine Frau ist bei ihm. Meine Offiziere und Generäle verstehen ihr Handwerk, aber sie sind mit den wichtigsten Dingen beschäftigt.« Er blieb stehen und sah mich beim Sprechen kaum an, als sagte er es zu sich selber: »Mehr als Sprechen benötige ich – Aufrichtigkeit. Anstand. Die Lüge ist überall. Ich begegne ihr auf Schritt und Tritt. Undankbarkeit, Betrug und Verrat sind mein tägliches Brot. Man könnte an den Menschen verzweifeln, gäbe es nicht immer wieder einige unter ihnen, um derentwillen man den anderen ihre Scheußlichkeit verzeiht.«

Da er schwieg, erinnerte ich ihn leise an die Treue seiner Soldaten, ihre unerhörte Tapferkeit, ihre Verzichte und Entsaugungen, die sie alle in seinem Namen leisteten. Er sagte nichts. Dann drehte er sich zu mir und sah mich direkt an: »Selbstverständlich habe ich Erkundigungen über Sie einziehen lassen. – Sie entsprechen dem Bild, das ich mir von Ihnen gemacht habe. Mein Kabinettssekretär Eichel sagte mir, Sie wünschten in die Schweiz zu reisen?«

Ich erwiderte, dass ich im Juli gern meine Eltern wiedersehen würde. »Juli wäre eine günstige Zeit. Vereinbaren Sie alles mit ihm. Sie benötigen für den Feldzug eine kleine Ausrüstung. Er wird Sie darin beraten. Wir treffen uns im Kloster Grüssau wieder. Man wird Sie dorthin bringen.«

Mit einem Blick verabschiedete er mich. Als ich mich an der Tür verbeugte, war er bereits mit anderem beschäftigt. Ich ging die Treppen des Schlosses hinunter, an Wachen und Diener vorbei.

14. März 1758, Breslau

Der Kabinettssekretär des Königs, August Friedrich Eichel, war ein freundlicher, wenn auch von Geschäften überlasteter Mann, der mir die Bedingungen nannte, unter denen ich Seine Majestät im Felde begleiten sollte. Ohne beurteilen zu können, ob diese für meine künftige Lebensweise ausreichen würden, nahm ich sie an. Der König wollte 900 Taler zahlen und mir gnädigst einen Urlaub von drei Monaten gewähren.

Überall begegnete ich von nun an größter Zuvorkommenheit. Ich erfuhr Einladungen von Menschen, denen ich nie zuvor begegnet war. In meinem Hotel, eben noch ein Unbekannter, räumte man mir bereitwillig ein angemesseneres Zimmer ein. Man beriet mich in aufmerksamster Weise, während ich zu Mittag und zu Abend aß. Überall kreuzten fremde Augen zuvorkommend meinen Blick. Man lächelte, verbeugte sich, warf mir aufmunternde Worte zu. Ich erlebte, was es heißt, Günstling eines Mächtigen zu sein.

Ich dachte bei mir, dass man den Wert eines Mannes am besten daran ermessen könne, mit welcher Gelassenheit er Gunst oder Tücke des Schicksals zu ertragen versteht.

18. März 1758, Breslau

Marquis d'Argens, der mich mehrfach zu sich einlud, ehe ich ins Kloster Grüssau gerufen wurde, entsprach völlig der belustigten Beschreibung des Königs. In einem zarten Körper ein wacher Geist, immer aber sich mit Schmerzen, Ahnungen aller Art, heraufziehenden Gefahren für die Gesundheit beschäftigend. Der Puls wurde auch während lebhaftester Unterhaltung geprüft. Fiebertmesser, Arzneien und Tinkturen, von mehreren Ärzten durcheinander verordnet, lagen und standen überall herum. Es gehörte sozusagen zu seiner Gesundheit, krank zu sein. Das Bett war ihm der liebste Aufenthalt, wenn er mich nicht am Kamin empfing, von der Marquise mütterlich und nie ermüdend betreut, die nicht nur ihren empfindlichen Mann, sondern auch dessen viele kleine Schwächen lächelnd pflegte.

Er fror in Breslau, hatte ständig dicke Tücher um den Hals geschlungen. Sehnsüchtig gedachte er der südlicheren Sonne Frankreichs. Unberührt aber von seinen eigenen Wünschen hielt er fest zu dem Mann, der eben erst seine Landsleute bei Roßbach blutig vom Schlachtfeld gejagt hatte. Er hielt seine Partei, wer immer sich auch skeptisch über den großen König äußerte, und solcher Leute gab es viele, wenn auch nur sehr vorsichtig und gut getarnt.

»Sie haben sein Herz gewonnen«, sagte der Marquis. »Ich aß gestern bei ihm. Er sprach in vorteilhafter Weise über Sie.« Nach einer Pause setzte er hinzu: »Sie werden es übrigens nicht leicht haben, seine einmal von Ihnen gewonnene Überzeugung zu erschüttern. Was er sich angeeignet hat, daran hält er fest.« Er lächelte, und mit ihm die Marquise. »Nicht nur Schlesien! Es gibt auch Menschen, die er gewonnen hat, und solche, die ihn gewinnen. Er ändert seine einmal gefasste Meinung nicht.«

Ich wandte ein, dass der König sich gewiss veränderten Umständen anzupassen verstünde und seine Meinung ihnen gemäß korrigieren würde. D'Argens wiegte den Gelehrtenkopf.

»Er ist eher bestrebt, die veränderten Umstände sich anzupassen. Da kennen Sie ihn schlecht. Hält er Sie einmal für gescheit, dann bleiben Sie es Ihr Leben lang, mögen Sie auch ein Einfaltspinsel sein, und sind Sie seiner Meinung nach ein Tropf, so bleiben Sie das bis ans Ende seiner oder Ihrer Tage, seien Sie auch in Wahrheit ein Genie.«

Anlässlich eines anderen Besuches sagte er: »Wenn Sie bei ihm sind, reden Sie selber so wenig wie möglich. Lassen Sie ihn sprechen, wenn er dazu Lust hat. Will er in Gesellschaft schweigen, so stören Sie ihn nicht darin. Er neigt dazu, Menschen, die er mag, Vertrauen zu schenken. Das kann zu Vertraulichkeiten führen. Erwidern Sie sein Vertrauen, aber nicht seine Vertraulichkeiten. Er ist der König. Erzählt er Ihnen aus vollem Herzen von seiner Familie, lassen Sie ihn fühlen, dass Sie seine Konfessionen durch Schweigen verdient haben.«

Er dachte nach, als forsche er nach weiteren Eigenheiten, die er mir als gute Lehre auf den Weg geben könnte. Heiterkeit erhellte sein Gesicht, als er sagte: »Er ist klug, aber nicht so klug, dass Sie seine Verse tadeln oder korrigieren dürften, auf die er stolzer ist als auf

seine gewonnenen Schlachten. Spricht er zu Ihnen von Leuten, die er nicht mag, ihnen misstraut oder sie gar hasst – und solche gibt es wie Sand am Meer –, dann würden Sie gut daran tun, diesen Leuten auf die allerhöflichste Weise aus dem Weg zu gehen. Er muss mit Unbedingtheit wissen, dass Sie zu ihm gehören!«

Als ich mich vom Marquis verabschiedete und mich die Marquise hinausbegleitete, rief er mir lustig nach: »Und noch eins! Das Allerwichtigste: bitten Sie ihn so selten wie möglich um irgendetwas und unter gar keinen Umständen um Geld«. Ich hörte ihn noch lachen, als ich das Palais verließ, in dem ihn der König untergebracht hatte.

20. März 1758, Breslau

Ich wurde vom englischen Gesandten Sir Andrew Mitchell zum Dinner eingeladen. Der holländische General von Cornabe, ihm ebenso wie mir befreundet, hatte mir einen Begleitbrief an ihn mitgegeben. Sir Mitchell gehörte wie Marquis d'Argens zu den wenigen Personen, denen der König große Achtung und Zuneigung zollte, und deren Rat er nicht selten anhörte. Als Sir Mitchell mir beim Essen von ihm erzählte, lächelte ich insgeheim über die Übereinstimmung zwischen seinen und den Worten des Marquis. Ein Zeichen, wie genau sie den König beide kannten, dass ihnen seine Schwächen und Eigenheiten nicht verborgen geblieben waren, und dass sie sich einig waren in der Verehrung für die Größe seines Charakters. Fast genau die gleichen Ratschläge wie die des Marquis wurden mir auch von Sir Mitchell erteilt: »General von Cornabe, übrigens ein ausgezeichneter Soldat und Diplomat, scheint sehr eingenommen von Ihnen zu sein. Ich habe Seiner Majestät den Inhalt seines Schreibens über Sie bekannt gemacht. Es sagte dem König nichts Neues, denn er schätzt Sie. Aber es bestätigte seine Meinung. Das freute ihn.« Bei einem Glas Burgunder sagte Mitchell: »Sie werden abends viel mit dem König zusammen sein, von dem der schreckliche, aber geistreiche Voltaire sagte, morgens regiere er Sparta, abends Athen. Der König wird es Ihnen danken, wenn Sie so wenig über Politik wie möglich mit ihm sprechen, denn damit hat er unaufhörlich zu tun. Wollen Sie etwas über den

Stand der Dinge oder über militärische Fragen erfahren, fragen Sie uns. Sprechen Sie mit ihm über literarische, philosophische, künstlerische Fragen! Danach verlangt ihm wie einem Dürstenden. Für die Metaphysik lässt er sein Leben. Das Unerklärliche fesselt ihn mehr als das, was sein scharfer Verstand ohnehin schnell zu erklären weiß. Französische Dichter – da findet er so leicht kein Ende.«

Nach dem Essen zogen wir uns in einen kleinen Rauchsalon zurück, wo Mitchell mir noch auf den Weg gab: »Tadeln Sie eher seine Feldzüge als seine Verse. Darin ist er empfindlich. Wenden Sie das Gespräch möglichst so, dass er spricht, nicht Sie. Wer soviel allein ist wie er, wer über seine Geheimnisse peinlich schweigen muss und für den Wortkargheit zum Regierungsprinzip wird, der ist von Herzen dankbar, wenn man ihn sprechen – laut denken lässt, über Gegenstände, über die zu reden für ihn kein Missgeschick bedeuten kann. So können Sie für ihn eine Quelle bedeuten, aus der er täglich Kraft ziehen kann.«

Mit großer Nachdenklichkeit und bangem Zweifel, ob ich dem allem werde entsprechen können, ging ich durch das nächtliche Breslau heim.

21. März 1758, Kloster Grüssau

Ich hatte inzwischen meine Ausrüstung besorgt und traf im Kloster Grüssau ein, wo ich von General von Wobersnow, des Königs Generaladjutant, mit größter Zuvorkommenheit begrüßt wurde. Der König befand sich auf einem Erkundungsritt. Er würde jedoch bald zurück sein und erwarte mich um drei Uhr. Ich erfuhr, dass er im Kloster die Räume des Prälaten bewohnte. Während ich mein Zimmer, mehr eine Klosterzelle, besichtigte und meine Sachen auspackte, huschten Pâtres mit demütig gesenktem Kopf und frommem Lächeln fast lautlos an mir vorüber, nicht ohne mich auf kaum merkbare Weise aufmerksam in Augenschein genommen zu haben. Es herrschte ein merkwürdig schattenhaftes Kommen und Gehen, und es machte ganz den Eindruck, als ob der König mit seinen Militärs, die Krieg in dieses der Welt sonst abgewandte Haus trugen, in einen

Ameisenhaufen geraten war. Im Klosterhof, sonst ganz der Erbaulichkeit vorbehalten, wieherten Pferde, die von Rossknechten gestriegelt wurden.

Der General, der mir bei der Mittagstafel die Adjutanten Seiner Majestät nacheinander vorstellte, erzählte mir lachend, dass die Mönche vergeblich versuchten, ihre Aufgeregtheit zu verbergen. Sie fürchteten den König wie den leibhaftigen Gottseibeius, zumal ihnen bekannt war, dass die Kirche mehr als einmal Spione im Dienste der Habsburgerin gestellt hatte, mit denen der König, ob er wollte oder nicht, kurzen Prozess gemacht hatte. Der König sei deshalb äußerst misstrauisch gegenüber allem, was eine Kutte trage. Von da gerieten wir auf meinen Vorgänger, den Abbé Monsieur de Prades, der des Königs Vorleser war, jedoch, wie sich herausstellte, im Dienste Frankreichs stand und zu Festungshaft in Magdeburg verurteilt werden musste.

Ich verbarg meine Erschütterung darüber, dass der Verrat selbst in unmittelbarer Nähe des Königs nicht haltmachte. Wie musste einem Herrscher zumute sein, der ein so großes Schicksal für sein Volk zu bewältigen suchte und dabei seinem Allernächsten nicht vertrauen durfte!

Der General machte mich, assistiert von seinen Offizieren, mit der augenblicklichen Kriegslage bekannt, so wie sie sich jedermann darstellte. Nachdem die Habsburger Truppen bei Leuthen tüchtig »eins auf den Hut« bekommen hatten, zogen sie sich alsbald zurück und versteckten sich unangreifbar in Bergen, Felsen und Schluchten, sodass der König spöttelte:

»Die Kaiserin scheint eine Armee von Bergsteigern zu beschäftigen, die, sobald sie eines Gipfels nur ansichtig werden, sofort hinaufklettern müssen, um Enzian zu pflücken, bis wohin sie selbst ihre Kanonen mitnehmen, um dem Himmel Salut zu schießen, statt sich unten in der Ebene mit dem König von Preußen zu schlagen!« Mit solchen Worten verhalf er seiner Armee zum Gelächter, das sie so nötig brauchte.

Während der Tafel kam er in den Hof geritten, war vom Pferd gestiegen und sofort in seine Räume gegangen. Um drei Uhr stand ich vor ihm.

»Da sind Sie!«, winkte er mir zu, während sich General von Wobersnow, der mich zu ihm geführt hatte, zurückzog. Er schien etwas ermüdet von seinem Ritt, der schon in der Morgenfrühe begonnen hatte.

»Wenn Sie Ihre Fahrt nicht zu sehr angestrengt hat, können wir eine Stunde miteinander plaudern.«

Ich suchte nach einem Thema, an dem ich Seine Majestät interessieren könnte, aber der König ergriff mit einer solchen unmittelbaren Lebhaftigkeit das Wort, seine Sprache war von solcher Anmut und Natürlichkeit, der Ton von einer Liebenswürdigkeit, die man nicht vermuten konnte, dass es zur Befangenheit in seiner Gegenwart gar nicht kommen konnte. Wir befanden uns mitten im Gespräch, ehe ich Zeit hatte, mir irgendein Programm zu überlegen. Nicht nur seine Feinde, sondern auch seine Freunde, wenn auch auf sanftere Art, drängte seine sprühende Energie in die Richtung, in die er sie haben wollte. Wenn er ein Diktator war, war er ein bezaubernder. Er ließ sich in einen Sessel sinken, der dem Prälaten sonst zur Meditation diente, und wies mich mit einer Handbewegung auf einen Stuhl.

Nach kurzer Pause sagte er: »Einige kurze Winke werden Ihnen für unser Verhältnis von Nutzen sein. Leider befinden wir uns nicht in Sanssouci, sondern im Krieg. Sie werden manches hören und sehen; manches werden Sie anhand dessen, was Ihnen sonst bekannt ist, kombinieren können. Ich selber kann ein Wort fallen lassen, aus dem Sie entnehmen können, was ich plane.«

Er sah mich scharf und klar an: »Meine einzige Waffe, auf die ich etwa die Hoffnung auf einen Sieg oder auch nur auf ein Kriegsende gründen kann, ist das Geheimnis! Dass niemand, auch meine engsten Mitarbeiter nicht, weder meine Generale noch meine Grenadiere, wissen oder erraten können, was ich vorhabe, darin liegen nicht nur meine, sondern auch Preußens Chancen. Was um Sie herum vorgeht, muss Ihnen heilig sein! Ich muss meine Absichten ständig verbergen. Ich muss, wie Sie vielleicht hier und da feststellen werden, die anderen täuschen. Ja, ich muss lügen! Lassen Sie sich davon niemals beirren, und sehen Sie darin niemals etwas anderes als armselige Hilfsmittel, deren man sich nun einmal bedienen muss, man mag wollen oder nicht, um endlich an sein Ziel zu gelangen. Deuten

Sie um Gotteswillen niemals an, dass Sie etwas besser wissen! Die Enthüllung irgendeines Geheimnisses, von anderen, mitunter sogar gutgläubig oder wichtigtuerisch weitergeplappert, kann Folgen von unabsehbarer Tragweite haben. Selbst die Türen haben Ohren. Das ist es, worum ich Sie bitten muss. Und noch eines – man wird Ihren Umgang suchen, Sie einladen, mit Komplimenten überhäufen, jedes Wort, das Sie fallen lassen, wird angehört werden, als sei es würdig, in die goldenen Annalen der Weltgeschichte eingemeißelt zu werden; man wird Sie auszuhorchen versuchen, oder auch nur den Ausdruck Ihrer Augen, Ihres Lächelns zu enträtseln versuchen, wie die Dinge stehen, was ich denke, ob ich froh oder traurig bin – setzen Sie dem allen eiserne Undurchdringlichkeit entgegen. Ich muss es auch. Ich benötige eigens einen Menschen wie Sie, nötiger oft als ein Stückchen Brot, um das Kostüm des Schauspielers endlich, für eine Stunde nur, fallen lassen zu können und als simpler Mensch Schmerz und Bedrückung, Ohnmacht und Enttäuschung ebenso zu empfinden wie Sie und alle anderen, der dies aber niemanden zeigen darf, soll nicht selbst der Grenadier, der irgendwo im Felde Wache steht, verzagen!«

Ich schwieg. Mochte er meinem Blick entnehmen, dass ich in dieser Sekunde ihm und mir ein Gelöbnis leistete, die Kraft aufzubringen, die seinem Vertrauen angemessen war. Es schien, dass ihn mein Schweigen von einem letzten Zweifel befreite. Was immer ich auch gesagt hätte, er hätte es als leer empfinden müssen. Von einer Minute zur anderen wurde er heiterer und gelöster. Die Müdigkeit schien von ihm gewichen zu sein. Der König musste in militärischen Angelegenheiten noch einmal fort und bestellte mich zu sechs Uhr.

21. März 1758, nachmittags

Ich erzählte ihm, dass ich mit dem General und seinen Adjutanten gespeist und sie mich über das Notwendigste in Kenntnis gesetzt hätten. Er nickte.

»Man muss sie alle nehmen, wie sie sind, alles in allem sind sie gut so. Halten Sie bei aller Freundlichkeit immer die Distanz! Brächten sie Ihnen auch anfangs Freundschaft entgegen, bald würden sie an Ih-

nen doch auch Kritik üben, es käme nur zu Reibereien. Und wenn sie an mir Kritik üben, das tun sie ständig, könnte bei Ihnen ein Zweifel haften bleiben. Das möchte ich nicht. Es wäre schade. Halten Sie sich demnach an mich. Reden Sie ganz offen mit mir über alles, was Sie quälen könnte. Bin ich einmal allzu abgespannt, warten Sie, bis ich mich etwas ausgeruht habe. Macht man Ihnen irgendeine Schererei, Sie werden sich wundern, wie schnell ich dies abzustellen wissen werde. – Sollte ich einmal abwesend sein, empfehle ich Ihnen Sir Andrew Mitchell, das ist ein Mann nach meinem Herzen. Nicht nur seine völlige Aufrichtigkeit, auch seine Grobheit macht mir Spaß, weil sie so leicht zu entwaffnen ist, dahinter steckt der beste Mensch der Welt.«

Inzwischen waren im Kloster Kuriere eingetroffen, die Seiner Majestät frische Meldungen zu überbringen hatten. Man hörte ihre Pferde über das Kopfpflaster des Klosterhofes jagen. Der König verließ den Raum, um in ein Nebengemach zu gehen. Er las einige Depeschen und entnahm aus ihnen den neuesten Stand der Dinge. Dann kam er, während unten die Kuriere mit seinen Befehlen davonjagten, zurück, als hätte er das Zimmer und sein Thema nie verlassen:

»Mitchell war einer der wenigen, der es wagte, mir, ehe dieser Krieg ausbrach, von ihm abzuraten. Ich empfing ihn um vier Uhr morgens, ehe ich von Potsdam abmarschierte. Meine Soldaten waren bereits unterwegs. Er versuchte mir darzulegen, dass ich den vielen Informationen über die Absichten der Österreicher, Russen und Sachsen nicht unbedingt vertrauen sollte. Man wolle mich reizen, man wolle, dass ich eben das tue, was ich auch wirklich tat: als Erster marschieren, um mit den Fingern auf mich zeigen zu können: Seht ihn, immer wieder stört er den Frieden! Aber was wollen Sie noch tun, wenn Ihre Truppen bereits marschieren? Ich sagte zu Mitchell: ›Sie meinen also, man will mich foppen, mich an der Nase fassen und mich zur Wut reizen?‹ Mitchell nickte. Es war zu neuen Überlegungen schon zu spät. In meinem Kabinett hängt ein großes Bild der österreichischen Kaiserin ...«

Erstaunt fiel ich ein: »Eure Majestät haben immer Ihre wichtigste Gegnerin vor Augen?«

Er nickte: »Ich schätze diese Dame und hätte mich gewiss in ihrer Situation nicht anders verhalten als sie. Seine Freunde hat man im-

mer um sich. Von seinen Feinden muss man sich ›ein Bild‹ machen, um sie genau zu kennen, abzuschätzen, sie stets vor sich zu sehen. Das Antlitz der Kaiserin wird mich niemals in den Fehler verfallen lassen, sie zu unterschätzen. Nun, ich zeigte auf sie und sagte zu Mitchell: ›Monsieur, sehen Sie diese Dame da? Sie will den Krieg, und sie soll ihn haben!‹«

Er klingelte, ein Diener kam herein, um auf einen Wink die großen Fenster zuzumachen, durch die es, obwohl schon März, noch frisch hereinwehte. Er beobachtete den Diener, bis dieser heraus war, dann fuhr er fort:

»Mitchells Ansicht war interessant, aber er dachte politisch. Wie konnte ich einen Angriff der Österreicher und Russen abwarten, in der ständigen Gefahr, mir die Sachsen in den Rücken kommen zu lassen? Nein, Sachsen musste als erstes besetzt werden.«

Die Unterhaltung wurde unterbrochen; ich wurde Zeuge einer amüsanten Szene, wie sie der König liebte, als der Prälat sich anmelden ließ, um den König nach der Bequemlichkeit der Räume zu fragen. Der König dankte sehr höflich. Es fehle ihm nichts. Hinter dem Prälaten standen zwei junge Pâtres, deren einer ein umfangreiches Buch trug. Der Prälat sagte, Seine Majestät hätten von ihm ein religiöses Buch gewünscht, und er sei gekommen, um diesem Wunsch sofort zu widerfahren.

Der König betrachtete aufmerksam das Buch und blätterte darin, dann sah er mit einem solchen Blick auf, dass der Prälat samt seinen Pâtres hektische Röte bekamen. Der König sagte: »Eure Hochwürden, wir hatten über Gottes Sohn und die heilige Maria gesprochen, und Sie hatten, Hochwürden, gemeint, man müsse das, was sie angeblich gesagt oder gemeint hätten, am besten in Griechisch lesen, nicht in Übersetzung. Das hielt ich für vernünftig, denn selbst meine Verse verlieren sehr, wenn man sie ins Deutsche übersetzt. Ich bat Sie demnach um ein griechisches Testament.«

Die Kirchenväter schwiegen betreten. Der König fuhr fort: »Aber was Sie mir bringen, ist von Thomas von Aquin, von dem ich nicht wusste, dass er ein Grieche war. Auch ist sein Buch ›Summa theologiae‹ lateinisch geschrieben, vermutlich also auch eine Übersetzung aus dem Griechischen?«

Der Prälat wurde bleich vor Nervosität und stotterte: »Ich wusste nicht, dass Eure Majestät der griechischen Sprache mächtig sind!«

»Sie brauchen das nicht zu wissen, Hochwürden, es genügt, dass ich das Testament in Griechisch gewünscht habe. Ich finde, dass man meinen Wünschen hier auf recht bemerkenswerte Weise nachkommt. Haben Sie gehofft, dass der König von Preußen so ungebildet ist, Thomas von Aquin und die Heilige Jungfrau nicht auseinanderhalten zu können?«

Ich verbiss mir das Lachen, da ich des Königs Eulenspiegeleien schon am eigenen Leib erfahren hatte. Er sagte: »Der König hat so viele Feinde der verschiedensten Nationalitäten, wie Sie wohl wissen, Euer Hochwürden, dass er schlecht beraten wäre, wenn er nicht für jeden Fall auch Griechisch könnte.«

Der Prälat versprach, bis in den Boden sinkend, eine griechische Ausgabe des Testaments aus einem Nachbarkloster herbeizuschaffen und verließ, von einem gnädigen Kopfnicken des Königs entlassen, schnell den Raum, um nie mehr wiederzukommen.

Es war das erste Mal, dass ich den König lachen sah. Da ich mich für den heutigen Tag zu verabschieden gedachte, kamen wir auf des Königs tägliche Lebensweise zu sprechen.

»Oh«, lachte er, »das ist ein schwieriges Kapitel. Es kostet mich einen förmlichen Kampf, mich morgens um drei aus bleischwerem Schlaf zu reißen. Meine Kammerdiener sind angewiesen, dabei rücksichtslos zu verfahren. Sie dürfen nicht nur, sondern es ist ihnen befohlen, mir die Decke fortzunehmen. Wenn es endlich erreicht ist, bringe ich selber mein Haar in Ordnung. Dann macht man mir eine Tasse Kaffee, zu der ich die Zeitungen und auch neueste Meldungen lese. Wenn ich fertig bin, tut es mir gut, auf meiner Flöte zu spielen. Es ist gut für die Finger, die leicht einrosten. Während ich spiele, fallen mir die Antworten ein, die ich auf verschiedene Briefe oder Anfragen geben muss. Nach einer Stunde kommen meine Sekretäre, denen ich diktiere. Danach nehme ich ein Buch. Meist sind es solche, die ich kenne und liebe, kaum neue. Das würde viel Zeit kosten, mich mit dem Inhalt auch nur vertraut zu machen. Meine Adjutanten holen mich zur Befehlsausgabe. Die Parole muss gegeben werden. Pünktlich um zwölf Uhr esse ich, wozu ich meine Generale oder diejenigen bitte, die ich zu sprechen wünsche.

Meist tritt bis dahin ein Umstand ein, der mich zu meinen Regimentern holt. Sei es eine persönliche Rekognoszierung, ein Ritt über die vordersten Linien hinaus, dem Feind möglichst so nahe, dass man seine Vorposten nach den Absichten ihrer Feldherren befragen könnte. Reiten ist nicht immer eine angenehme Arbeit. Besonders wenn es morgens noch kalt ist, wie jetzt. Ich habe mir angewöhnt, abends nichts mehr zu essen. Ich gebe oft ein kleines Konzert, wozu auch Sie, ganz nach Belieben, eingeladen sind. Spätestens um halb acht ist alles beendet. Was tue ich dann? Ich schmiere schlecht gereimte Verse auf geduldiges Papier. Es lenkt mich ab. Ich bin währenddessen glücklich. Lege ich die Feder aus der Hand, ist alles wieder da, was ich nicht von mir abwälzen kann. Da Sie mich nun begleiten, werden wir uns des Abends oft unterhalten. Ich muss mich sehr früh niederlegen, denn mit dem Einschlafen ist es eine lange Sache, und um drei fängt alles wieder von vorn an. Das ist mein Leben. Beurteilen Sie es, aber führen Sie es nicht. Es gibt Besseres. Adieu, mein Lieber – die Unterhaltung hat mir gut getan!« Er lachte noch einmal laut los. »Der arme Prälat, er wird schwerer zu seinem griechischen Testament kommen, als ich zu einem Friedensvertrag! Schlafen Sie wohl! Morgen ist auch ein Tag.«

Ich war entlassen. Als ich mich, später als der König, schlafen legte, brauchte ich wohl ebenso lange wie er, um einzuschlafen. Es war zuviel, was einen einfachen Sterblichen bewegte.

22. März 1758, Kloster Grüssau

Hauptmann Guichard wurde dem König gemeldet. Es ging ihm der Ruf eines besonders gebildeten Offiziers voraus, der Sprachen, besonders Griechisch, studiert hatte. Er hatte es an der Universität Leiden zu einem Lektorat gebracht, hoffte aber vergeblich, einen Lehrstuhl zu erhalten. Die Geduld ging ihm aus, er wandte sich dem Soldatenberuf zu. Um in des Königs Dienste zu treten, war er gekommen, sich vorzustellen. Er machte den Fehler, nicht des Königs Wort abzuwarten, sondern ihn mit Schmeicheleien zu überhäufen. Der König fragte kühl, ob Herr Guichard nicht ein Buch über das Militärwesen im Altertum verfasst habe.